



Gyrðir Elíasson

*Am
Sandfluss*

Roman

Gyrðir Elíasson
Am Sandfluss



In Erinnerung an meinen Vater

Gyrðir Eliasson

Am Sandfluss

Pastoralsonate

Aus dem Isländischen
von Betty Wahl
Illustriert von Laura Jurt
WALDE+GRAF

Sommer

»Eine Mauer, dicht für den Wind
des Nordens, porös für das Licht des Südens;
ein Haus auf Rädern, reisetüchtig, durchlässig
für alle Gunstbeweise des Südens ...«

André Gide*

»Kein weiser Mensch schreibt ein Buch.
Kein weiser Mensch erzählt seine Geschichte.
Ein weiser Mensch kann etwas für sich behalten,
bis alle ihn vergessen.«

Unbekannter Verfasser*

Es war ein düsterer Tag, und ab und zu trafen mich ein paar Regentropfen, während ich das Tal hinaufstieg, dort, wo sich der Wald an den Hängen nach oben zieht. Mit einem kleinen Rucksack auf dem Rücken marschierte ich zügig an dem klaren Fluss entlang, der schmale Waldweg führte zwischen Lärchen hindurch, die einen leicht säuerlichen Nadelduft verströmten.

Der Weg war an manchen Stellen feucht, dann balancierte ich über umgestürzte Baumstämme weiter, um keine nassen Füße zu bekommen. Jedes Mal empfand ich eine seltsame Freude, sobald ich so weit in den Wald eingedrungen war, dass ich rings herum nur noch Baumstämme und Äste sah, und es war, als ob die grüne Farbe eine innere Spannung in mir löste.

Als ich die Anhöhe erreicht hatte, dort, wo das Nadelgehölz am dichtesten steht und kerzengerade in den Himmel wächst, tat sich zu meiner Rechten eine Lichtung auf. Und auf dieser Lichtung, die von hohem Gras und Glockenblumen überwuchert war, saß eine junge Frau in einem roten

Regenmantel. Sie saß mit gekreuzten Beinen und schien tief in eine Meditation versunken. Ich blieb stehen und schaute zu ihr hinüber. Sie war dunkelhaarig, saß völlig regungslos und hatte die Augen geschlossen. Und obwohl ich vom Meditieren nicht das Geringste verstehe, zögerte ich, sie dort in ihrer Vereinigung mit dem Universum zu stören, und begnügte mich damit, sie eine Weile interessiert zu betrachten, bevor ich weiterging. Vermutlich kam sie von dem Zeltplatz, unten am anderen Flussufer, direkt gegenüber meines Wohnwagens.

Ich ging weiter auf dem lehmigen Waldweg, auf dem offensichtlich erst kürzlich ein Traktor gefahren war, und zwar mit Baumstämmen im Schlepptau. Kurz darauf stand ich auf dem Bergrücken, von dem aus man ins Tal hinunterblicken konnte. Nun dehnte sich der Wald vor mir aus, in seiner gewaltigen Unermesslichkeit, und obwohl ich schon oft hier oben gestanden hatte, war ich jedes Mal wieder aufs Neue verblüfft über dieses üppige Wachstum der Natur, hier, an der Grenze zum Ödland. Weiter unten zog die Sandá, der Sandfluss*, seine Schleifen, und in der Ferne schimmerte der große Gletscherfluss und wand sich wie eine rotbraune *Boa constrictor* durch die kahle Ebene. Der Weg ins Tal hinunter führte über einen schmalen Pfad, zwischen Lärchenstämmen hindurch, die beim letzten Vulkanausbruch stark gelitten hatten. Ihre Wurzeln waren von tiefen Spalten zerfurcht, und ihre Zweige hingen unnatürlich tief, so als machte ihnen irgendetwas Kummer, vielleicht dieses kahle Land um sie herum, das einmal von ebensolchen Bäumen bedeckt gewesen

war. Der Berg, der diese Verödung verursacht hatte, war heute von Wolken verhüllt, er lag östlich des Gletscherflusses, hoch und kegelförmig, und gerade in letzter Zeit war im Radio oft davon die Rede, dass mit einem neuen Ausbruch zu rechnen sei. Ich konnte nicht einmal guten Gewissens behaupten, das sonderlich zu bedauern, denn ich hatte mich seit je danach gesehnt, einmal einen Vulkanausbruch zu erleben.

Der Weg war steil und streckenweise unwegsam; überall lauerten Wurzelschlingen, die vorsätzlich dazu angelegt schienen, nichtsahnende Wanderer zu Fall zu bringen. Aber ich war auf der Hut.

Ganz hinten im Tal lag das Grab eines Mannes, der hier versucht hatte, Wald aufzuforsten, und sich dann auf einer kleinen Lichtung hatte bestatten lassen; direkt neben ihm war auch sein Pferd begraben, das man nach dem Tod seines Besitzers getötet hatte. Hätte ich meditieren wollen, wäre ich wohl eher hierhergekommen, als mich wie die rotgekleidete Frau dort oben auf dem Hügel niederzulassen. Ich las die Inschrift auf dem Grabstein, den man dem Pferd gesetzt hatte.

Hier liegt Blesi, der treue Hengst,
er musste sein Leben lassen, 26 Winter alt,
nun begleitet er seinen Besitzer
zu neuen Ufern

Die Buchstaben waren offenbar mit einem stumpfen Meißel eingraviert worden, der Stein war gesprungen und abgeblättert, trotzdem konnte man die Schrift ohne größere

Mühe entziffern. Ich lehnte mich an den niedrigen, blau gestrichenen Zaun, der das Grab des Mannes einfasste, nahm den Rucksack ab und holte meine Colaflasche und eine Tafel Kochschokolade heraus, brach davon zwei Rippen ab und knabberte daran, während ich die lauwarme Cola trank, die nicht so erfrischend war, wie sie hätte sein sollen.

10 Ich hörte das dumpfe Rauschen des Flusses ganz in der Nähe, das leise Klatschen vereinzelter Regentropfen auf dem Blätterdach der Pappeln und das Zwitschern eines einsamen kleinen Vogels. Ich dachte wieder an die Frau auf der Anhöhe, fragte mich, ob sie wohl immer noch dort saß, und plötzlich spürte ich eine seltsame Unruhe, ich stand auf und stieg den Abhang wieder hinauf, in die Richtung, aus der ich gekommen war. Erschöpft und außer Atem erreichte ich den Bergrücken und folgte dann dem Wanderweg, der zu der Lichtung führte, auf der ich sie gesehen hatte.

Natürlich war sie verschwunden. Eine Zeitlang starrte ich auf die Lichtung, als könne ich nicht glauben, dass sie nicht mehr dort saß, als habe ich sie für eine Elfenkönigin gehalten. Eine unbestimmte Enttäuschung erfasste mich. Dann kehrte ich um und stieg zum zweiten Mal an diesem Tag auf den Bergrücken.

Auf dem Weg zurück zum Wohnwagen blieb ich kein einziges Mal stehen, ich hatte einen anderen Weg genommen, näher am Berg und an bedrohlich überhängenden Felswänden entlang, die aussahen, als könnten sie jeden Moment



abrutschen, und sich dunkel färbten vom Regen, der allmählich stärker wurde. Meine Fleecejacke war schon ganz durchnässt, und der Lehm auf dem Weg schwarz. Hier, so erzählt man sich, könne man an Herbstabenden drei Männer auf dunklen Pferden durch das Tal galoppieren sehen, Reiter aus einer anderen Welt, die an ihre Kollegen aus der Offenbarung erinnerten, bloß, dass der Vierte fehlte, doch der konnte genauso gut vom Pferd gestürzt sein oder so etwas.

12 Ich überlegte, ob Verstorbene überhaupt vom Pferd fallen konnten, doch ich kam zu keinem Ergebnis. Irgendjemand hatte sie hier in der Gegend gesehen, um die Mitte des letzten Jahrhunderts. Sie kamen im scharfen Galopp, die pechschwarzen Mützen tief ins Gesicht gezogen, und jagten knapp unter den herabhängenden Ästen hindurch, hieß es. Konnte es sein, dass es sich um die «Drei Musketiere» handelte, deren Wiedergänger es nun hier an diesen abgelegenen Ort verschlagen hatte? Und Dumas, der Autor selbst, war vielleicht anfangs mit ihnen geritten und dann vom Pferd gestürzt und irgendwo dort unten zurückgeblieben, am Ende sogar da, wo jetzt die Wohnwagensiedlung war, und geisterte dort nun ruhelos durch Zeit und Raum?

Ich öffnete die Tür zu meinem Wohnwagen und brachte mich ins Trockene. Drinnen war es angenehm warm, und die Tropfen prasselten auf das Dach, während ich aus meinen durchnässten Kleidern stieg.

Der Wohnwagen ist ziemlich alt, aber äußerst bequem und sehr geräumig. Eigentlich geradezu riesig, Marke *Dethleffs*. Es ist ein sogenanntes Beduinenmodell, ohne dass das als Beleidigung der arabischen Kultur gemeint wäre, denn ein echter Beduine versteht es, mit leichtem Gepäck zu reisen, anstatt mehrere Tonnen hinter sich herzuziehen. Der Wohnwagen hatte schon einige Jahre kaum benutzt hier herumgestanden, bevor ich auf die Kleinanzeige in der Zeitung gestoßen war. Da hatte ich nicht lange überlegt und einfach zugegriffen, denn auch der Preis war verlockend gewesen.

Er hat einen Raum, den man Wohnzimmer nennen könnte und zu dem eine Kochecke gehört, dann ein Bad, sogar mit einer ziemlich brauchbaren Dusche, auch wenn ich immer die öffentlichen Waschräume benutze. Das Schlafzimmer ist recht geräumig, und an der Wand ist eine Art Bett angebracht, das man nach Bedarf ausziehen und wieder einklappen kann. Der Gasherd ist mir immer ein bisschen unheimlich. Ich befürchte wohl, er könne undicht sein oder

explodieren, und manchmal liege ich deswegen sogar nachts wach. Aber daran gewöhnt man sich, wie an alles. Der Bodenbelag ist aus bräunlichem, weichem Kork, so dass ich oft das Gefühl habe, auf dem Waldboden irgendwo in einem Gebirgstal in Portugal herumzulaufen, obwohl ich an einem solchen Ort noch nie gewesen bin.

14 Genau genommen sind die Wohnwagen mittlerweile zu zweit, denn ich habe noch einen kleineren dazugekauft und ihn hierherbringen lassen. Er steht über Eck zu dem größeren, so bilden sie einen Winkel und halten den Nordwind ab, und ich nutze ihn als Atelier. Ich bin, seitdem ich mir diesen Arbeitsplatz zugelegt habe, beim Malen nicht besonders fleißig gewesen, aber ich rede mir ein, dass sich das ändern wird. Schließlich bin ich komplett eingerichtet, mit allem, was ich brauche: Staffeleien, Keilrahmen, Leinwänden, Pinseln, Farben, Terpentin. Eines Tages werden mir die Augen sicher aufgehen.

Einstweilen scheint es mir völlig in Ordnung, morgens lange zu schlafen, mir dann auf dem Gasherd Kaffee zu kochen, immer halbwegs erwartend, dass das Ganze jeden Moment in die Luft fliegt — wodurch der Kaffee, nach geglückter Prozedur, dann umso besser schmeckt. Dann setze ich mich auf das braune Zweisitzersofa, mit Blick auf das Jesusbild (das ich an seinem Platz gelassen habe, obwohl sein künstlerischer Wert nicht einmal sieben von zehn auf meiner persönlichen Punkteskala erreicht), nehme ein Buch zur Hand und fange an zu lesen, am liebsten über Bäume.

Zurzeit habe ich nur Bäume im Sinn, und offenbar reicht es noch nicht aus, in diesem Wohnwagen am Waldrand zu wohnen, nein, ich muss auch Bücher über Bäume lesen. Es tut gut, den Wald in den Büchern zu spüren, denn das Papier, aus dem sie sind, ist aus ausländischen Wäldern gemacht. Gewiss könnte man dann einfach irgendein Buch lesen, denn letztlich sind sie ja, wenn man so will, allesamt Warenproben fremdländischer Hölzer. Doch wie gesagt, es sind die Bäume, über die ich lesen will. Trotzdem kenne ich mich mit Baumarten so gut wie gar nicht aus, und malen kann ich sie eigentlich auch nicht. Ich weiß nicht, was diese Sehnsucht zu bedeuten hat; vielleicht ist es der Versuch, mich durch das dunkle Gestrüpp meines eigenen Seelenlebens hindurchzufinden, dabei allmählich zu einer kleinen Lichtung vorzustoßen, um mich dort umzusehen, oder sogar zu meditieren, so wie die rotgekleidete Frau.

Wenn ich genug gelesen habe, gehe ich normalerweise in den Atelierwohnwagen hinüber und bleibe da eine Weile, mische Farben und krame in meinen Pinseln und kriege doch kaum mehr als ein paar Pinselstriche aufs Papier oder die Leinwand. Mir fehlt jene innere Kraft, die ich einmal hatte, so als ob Kopf und Hand nicht mehr zusammengehören, sich nach langem gemeinsamen Weg getrennt oder voneinander entfremdet haben. Es ist ein seltsames Gefühl, kaum mit äußeren Umständen in Verbindung zu bringen, obwohl das, was in den letzten zwei, drei Jahren in meinem Leben passiert ist, natürlich mit hineinspielt. Aber das ist



nicht alles, es ist auch das Jetzt, und dass ich jetzt hier bin. Allein, aber nicht unbedingt verlassen.

Meine Wohnwagen gehören zu einer Ansammlung von Caravans, eigentlich einem ganzen Dorf, in einer Senke oder einem kleinen Tal, das oberhalb der Sandá gelegen ist. Ich wohne ganz am Rand, hier gibt es Grasflächen und Bäume zwischen den Wohnwagen, jede Menge Bäume sogar, und nach fast allen Himmelsrichtungen ist es windgeschützt. Allenfalls der scharfe Nordwind im Frühjahr mit seinem eiskalten Gletscherhauch könnte einem hier zu schaffen machen. Aber jetzt ist Hochsommer, und die Wohnwagen sind voller Leute. Als ich im Frühjahr herkam, war kaum jemand zu sehen gewesen, und ich war einsam zwischen diesen Metallhülsen herumspaziert, die mich auf den ersten Blick an irgendwelche Behausungen auf dem Mars erinnert hatten, wie aus einem amerikanischen Science-Fiction-Film oder einer Erzählung von Ray Bradbury entsprungen, nur dass diese hier von mehr Grün umgeben waren. Die flache Landschaft jenseits des Gletscherflusses erinnerte hingegen eher an den vierten Planeten des Sonnensystems, nirgends ein einziger Grashalm, nur rotbraune Sandwüste, so weit das Auge reichte.

Meine Nachbarn habe ich bisher nur flüchtig kennengelernt. Ich grüße, wenn ich jemanden treffe, wechsele vielleicht ein paar Worte. Doch immer fühle ich mich ihnen sonderbar fern, so als kämen wir nicht einmal vom selben Planeten.

Und dann frage ich mich, ob es die anderen sind, oder ich, wer hier eigentlich von einem anderen Stern kommt, doch auch das spielt wohl kaum eine Rolle; denn es ist der Abstand, um den es geht. Und der behagt mir nicht immer. Gewiss, ich will in Ruhe gelassen werden, um zu mir selbst zu finden, und ich gehe davon aus, dass es den Nachbarn genauso geht. Aber ich weiß auch, dass man, außer im Wechselspiel mit anderen Menschen, kaum zu sich selbst findet, so widersprüchlich das klingt.

Abends zieht von den anderen Wohnwagen der verführerische Duft von gegrilltem Fleisch herüber. Alle haben sie ihre Caravans durch aufwendige Veranden und Vorbauten erweitert, so ist es nie weit an die frische Luft, und manche von ihnen kann man streng genommen gar nicht mehr als Wohnwagen bezeichnen, da auch die Räder abmontiert sind. Auch mein größerer Wohnwagen hat eine ganz annehmbare Veranda, die der Vorbesitzer hat anfertigen lassen, aber sie müsste neu lasiert werden, und außerdem habe ich keinen Grill. Ich schaue zu, wie sich die Rauchfahnen aus den Gasgrills friedlich in der Abendstille kräuseln, aus der Ferne dringt Stimmengewirr und Gelächter herüber, hier und da wird gesungen, und manchmal blitzt irgendwo eine glänzende Bierdose in der Abendsonne auf, ein kurzes Leuchten, ein Schimmer aus einer Welt, die mir immer fremd bleiben wird. Ich habe nie gelernt, wie man grillt. Diese Küchentechnik des gepflegten Kleinbürgertums ist mir stets verschlossen geblieben. Ich besitze nicht einmal einen

schlichten Holzkohlegrill. Meine Mahlzeiten sind vor allem einfach und schnell, wenn ich mir überhaupt etwas koche, was selten genug vorkommt. Aber manchmal sitze ich abends mit einem Skizzenbuch auf den Knien draußen auf der Veranda und skizziere mit Kohlestift die gräulichen Rauchschleier aus einer anderen Daseinsform.

Seit ich hergekommen bin, hat mich hier noch keiner besucht, aber eigentlich kenne ich sowieso fast niemanden mehr. Mir geht es wie den meisten, die sich dem verschrieben haben, was man Kunst nennt, irgendwo unterwegs kommen ihnen die Freunde abhanden, sie verlieren sich in sich selbst und glauben hartnäckig daran, dass die Kunst den Mangel an menschlichen Begegnungen schon noch ausgleichen werde. Aber für jedes Kunstwerk, das sie schaffen, zahlen sie einen hohen Preis, und zwar in der Härtesten aller Währungen, der menschlichen Nähe. Deshalb sind Künstler im Allgemeinen arme Leute. Sie haben alles hergegeben, was sie anderen Menschen näherbringen könnte, doch sie haben das falsche Medium gewählt, die Kunst, und die drängt sie nur noch weiter an den Rand der Gesellschaft. Vielleicht ist genau das der Grund, weshalb ich mich so schwer zur Kreativität zwingen kann; ich habe das Gefühl, die Kunst hat mich beiseitegeschoben, quer zu allem. Anfangs habe ich noch geglaubt, andere mit meinen Bildern erreichen zu können, und mir eingebildet, dass ich das, zumindest von meiner Seite aus, auch tat. Ich habe mich ganz entscheidend geirrt.

20 Das Rauschen des Flusses begleitet mich in den Schlaf. Auch das Bild über dem Bett gehört zu denen, die schon da gewesen sind und bleiben durften. Es zeigt einen Mann, der auf einem Floß einen Urwaldfluss hinuntertreibt, eigentlich unerhört schlecht gezeichnet, und doch spürte ich sofort die urwüchsige Kraft, die von ihm ausging, und auf einmal war mir dieser Mann, der da im Halbdunkel auf dem Urwaldstrom unterwegs war, auf eine sonderbare Weise vertraut. Jeden Abend fing ich aufs Neue an, mich mit ihm zu fürchten, zitterte vor den heimtückischen Stromschnellen und Wasserfällen, die ihn ereilen konnten, lauschte sogar ängstlich in die Nacht hinaus und hörte doch immer nur das leise Rauschen der Sandá.